

June Johnson Dance Prize 2015

«Requiem for a piece of meat»: 3 art 3 company / Daniel Hellmann

«Präsenz entsteht an den Grenzen»

Wäre Ihre Grundschullehrerin überrascht, wenn Sie wüsste, dass aus Ihnen ein Choreograf und Performer geworden ist?

Sie wäre wahrscheinlich weniger erstaunt als die Leute, die mich mit 20 kannten. Als Kind war ich sehr schüchtern, in der ersten Klasse habe ich oft nur geflüstert. Ich habe schon damals Gedichte geschrieben und beim Schultheater Sketche inszeniert. Meine unterschiedlichen künstlerischen und philosophischen Interessen habe ich aber erst in den letzten sechs Jahren zusammengebracht. Davor gab es für mich lange nur den klassischen Gesang.

Angefangen bei den Zürcher Sängerknaben, wo Sie sich ohne das Wissen Ihrer Eltern anmeldeten.

Das Singen wurde in meinem Leben schnell zentral, weil ich Solist wurde und wir jedes Jahr Konzertreisen machten. Ausserdem hatte ich dort zum ersten Mal Freunde. Es war also naheliegend, dass ich danach an der Musikhochschule Lausanne Gesang studierte. Doch mein Verhältnis zur klassischen Musik ist kompliziert.

Warum?

Als Sänger ist man Interpret. Man singt Werke von anderen. Ich habe das irgendwann als Korsett empfunden – und den Regisseuren dauernd reingeredet. Auch die Weltbilder, die in der Oper verhandelt werden, sind oft weit weg von den Themen, die mich bewegen. In der Zusammenarbeit mit Choreografinnen und Choreografen habe ich gemerkt, dass es das ist, was ich machen will: auf den kreativen Prozess Einfluss nehmen, in die Tiefe gehen. Dann bin ich auf den Studiengang in Theater und Performance in Bern gestossen. Da habe ich dann vor allem Kurse in Bewegungstheater und Tanz belegt.

Welche Weisheit ist Ihnen von diesem Studium in Erinnerung geblieben?

Besonders prägend war ein mehrwöchiger Kurs beim Berner Künstler Ralf Samens. Wir haben während der ersten Tage nur Tassen und Teller in einen leeren Raum gestellt und geschaut, was passiert, wenn man zum Beispiel die Position der Henkel verändert. Da habe ich gelernt, wie Verknüpfungen entstehen, wie man mit Linien, Formen und Dynamik spielen kann. Ich habe gelernt, zu sehen.

Entstehen Bewegungen bei Ihnen im Kopf oder im Körper?

Ich suche zu Beginn weniger nach expliziten Bewegungen als nach einer bestimmten Bewegungsqualität. Ich will im Raum einen Aggregatzustand kreieren, es geht um Stimmung, Tempo, Dynamik und Temperatur. Die Stücke werden natürlich auch von den Tänzern und Musikern geprägt, mit denen ich zusammenarbeite. Ich verstehe mich eher als Person, die Menschen zusammenbringt. Es ist das Kollektiv, welches die Stücke erschafft.

Sie sind kein ausgebildeter Tänzer. Wie merken Sie sich Abläufe?

Wenn eine Bewegung ganz präzise ist, speichere ich sie oft mit Geräuschen, eine Art Musikalisierung der Bewegung im Kopf. Wichtig ist bei meinen Stücken auch die Improvisation. Bei «Requiem for a piece of meat» stehe ich nun erstmals nicht selber auf der Bühne. Einer meiner Ansätze ist hier, die Tänzer mit Informationen und Anweisungen zu überfordern. Denn wo man an Grenzen stösst, entsteht eine ganz andere Präsenz.

Was unterscheidet Sie von anderen Choreografen?

Für mich ist es immer noch ungewohnt, mich als Choreograf zu bezeichnen. Ich würde mich eher Tanzschaffender oder Theatermacher nennen. Ich habe wenige Berührungsängste und meine Mischung zwischen Oper und Trash scheint gut anzukommen. Die Tanzwelt bietet mir einfach am meisten Freiheit, was Darstellungsformen und künstlerische Mittel angeht.

Dabei ist der Tanz ja eine Disziplin, in der Technik eine grosse Rolle spielt...

...wie in der Musik. Gefordert sind Disziplin, Routine und Genauigkeit. Ich mag körperliche Virtuosität. Mit einer guten Technik lässt sich das Publikum leicht verführen. Mich interessiert aber vor allem ihre Dosierung. Ich finde es spannend, wenn professionelle Tänzer und Amateure zusammenkommen. Bei unserem ersten Stück «K.», welches ich zusammen mit Quan Bui Ngoc geleitet habe, hatten wir beispielsweise einen Pianisten, der an einer Stelle getanzt hat. Seine Arme waren wirklich hyperflexibel. Das hat die Zuschauer verwirrt – und das gefällt mir. Zerbrechlichkeit und Individualität, das ist es, was ich auf der Bühne zeigen möchte.

Also ganz in der Philosophie Pina Bauschs?

Es ist unglaublich, welche Qualität sie erreicht hat, indem sie mit den Tänzern aus ihren Erfahrungen und Körperbiografien heraus gearbeitet hat. Ihre Methoden haben

viele Türen geöffnet im prozessorientierten Arbeiten. Das hat sich heute weiterentwickelt. Mir ist es wichtig, dass verschiedene Arten von Präsenz möglich sind, von der hochvirtuosen Show bis zu purer Natürlichkeit. Ich empfinde mich jedoch nicht nur dem Tanz verpflichtet. Meine letzten Soloprojekte kommen weitgehend ohne ihn aus. Ich will Themen auf verschiedenen Ebenen behandeln. Und zwar solche, die mir dringlich erschienen, zum Beispiel die Flüchtlingsthematik, Sexarbeit oder unser Fleischkonsum wie in «Requiem for a piece of meat». Ich bin mir bewusst, wie privilegiert ich bin, dass ich die finanziellen Mittel bekomme, um solche Stücke zu realisieren. Ich fühle mich daher in der Verantwortung, eine Beschäftigung mit dem Thema auszulösen. Wenn mir das nicht gelingt, bin ich gescheitert.

Gehören Sie zu der Sorte Künstler, die unablässig auf der Suche nach Inspiration sind, oder beschäftigen Sie sich auch mal mit Sachen, die so gar nichts mit Kunst zu tun haben?

Ich beschäftige mich mit ganz vielen Dingen. Seit ich klein bin, lese ich zum Beispiel regelmässig den Teletext, inklusive Sportresultate. Ideen habe ich immer und überall, darunter natürlich auch viele schlechte. Wenn ich in Zürich bin, ist meine Agenda immer sehr voll, deshalb verbringe ich so gerne Zeit in Berlin. Dort kann ich einfach mal drei Tage lang in meiner Wohnung bleiben und Zeitung lesen. Ich gehe auch oft in den Ausgang. Ich liebe die Clubkultur, diese Gegenwelt, in der Freiräume entstehen, die es sonst nicht gibt. Das suche ich auch in meiner Arbeit. Was passiert, wenn man Menschen neue Handlungsmöglichkeiten gibt? Wie reagieren sie darauf? Was für eine Irritation entsteht?

Wenn Sie die Tanzszene der Schweiz mit jener in Deutschland vergleichen, was fällt Ihnen auf?

Wie jeder weiss, gibt es in Berlin viel weniger Geld. Man kann auch mit wenig Mitteln gute Kunst machen, aber die Produktionsbedingungen prägen die Arbeiten extrem. Ich finde die Schweizer Tanzszene sehr spannend, es gibt viele interessante Künstlerinnen und Künstler und gute Fördermöglichkeiten, für deren Erhalt wir kämpfen müssen.

Für Sie gab es den June Johnson Dance Prize für das Konzept zu «Requiem for a piece of meat». Was hat er gebracht?

Es ist eine schöne Anerkennung, auf der ich mich aber nicht ausruhe – ganz im Gegenteil. Die Veranstalter schenken einem jetzt natürlich mehr Aufmerksamkeit. Ausserdem kommt man an der Preisverleihung mit Menschen in Kontakt, die aus einer ganz anderen Ecke der Tanzwelt kommen, zum Beispiel dem klassischen Ballett. Vor allem ist es schön, die finanziellen Mittel zu haben, um mit weniger Risiko in eine

Produktion starten zu können. Und überhaupt so eine grosse Produktion realisieren zu können.

Im Stück geht es um totes Fleisch, nackte Körper und schnellen Atem. Wie passt das zu Ihren anderen Stücken?

Was meine Stücke zusammenhält, ist die Faszination für Körper, aber auch für die Instrumentalisierung des Körpers. Die Frage, wie wir mit Körper umgehen, was sich im Körper abbildet an Machtstrukturen, am Verhältnis zu sich selber.

Bei einem Ihrer letzten Solo-Projekte «Full Service» haben sie Passanten jeden Wunsch erfüllt – solange der Preis stimmte. Sie werden radikaler.

Das ist wahr. Ich entscheide mich bewusst für Themen, die polarisieren. Im Fall von «Traumboy», meinem Solostück, in dem es um Sexarbeit geht, ist der Unterschied zwischen Fiktion und Dokumentarischem nicht klar zu erkennen – was zum Beispiel meine Familie sehr verunsicherte. Das ist halt der Preis, den man zahlen muss, wenn man die Dinge auf den Punkt bringen will. Gewisse Ideen machen mir selber Angst. Aber wenn einem etwas Angst macht, ist das ein Zeichen, dass Reibung entsteht. Aus Reibung entsteht Irritation, wodurch ein Umdenken möglich wird. Und das ist der Punkt, wo ich mit meiner Kunst hin will.

Interview: Xymna Engel